

«Letztlich hat der amerikanische Staat Krise ermöglicht»

Interview Der Volkswirtschaftsprofessor und Glücksforscher von der Fachhochschule Nordwestschweiz, Mathias Binswanger, zur Finanzkrise

Mathias Binswanger kritisiert die Lohnpolitik der Banken: Ohne Anreize zur kurzfristigen Gewinnmaximierung gäbe es keine Finanzkrise. Und die Banker wären zufriedener Menschen.

FRANZISKA RAMSER

Herr Binswanger, die hohen Gehälter der Bankmanager kommen in der aktuellen Finanzkrise stärker unter Beschuss als je zuvor. Ist die Empörung berechtigt oder handelt es sich um eine reine Neid-Diskussion?

Mathias Binswanger: Die Diskussion ist absolut berechtigt – die Entlohnungssysteme in den Banken sind der Hauptgrund der momentanen Finanzkrise. Wenn man perverse Anreize setzt, muss man sich über perverses Verhalten nicht wundern.

Was meinen Sie mit «perversen Anreizen»?

Binswanger: So wie in der Finanzindustrie die Stimuli gesetzt, also Boni versprochen und ausgeschüttet werden, lohnt es sich für die Banker, nur auf den kurzfristigen Gewinn zu schauen und das Risiko zu vernachlässigen. Genau das haben die Banker dann auch getan und so ihr Einkommen maximiert. Aus ökonomischer Sicht kann man ihnen gar keinen Vorwurf machen.

Finanzielle Anreizsysteme greifen offenbar zuverlässig: Mehr verdienen wollen alle – auch die, die bereits Millionengehälter haben. Warum ist das so?

Binswanger: Weil für den Menschen viel entscheidender ist, wie viel er im Vergleich zu anderen verdient, als wie viel er absolut erhält. Jeder vergleicht sich mit Leuten, die eine ähnliche Arbeit ausüben. Das gilt auch in der Finanzwelt. So entsteht ein Wettbewerb auf hohem Niveau, in dem jeder mehr verdienen will als andere in vergleichbarer Position. Mit realen Bedürfnissen hat der Wunsch nach mehr Einkommen auf diesem Level gar nichts mehr zu tun. Würde man das zusätzlich verdiente Geld dieser Leute heimlich wieder von ihrem Konto entfernen, dann bemerkten sie es wahrscheinlich nicht einmal.

Es geht einem also dann besser, wenn man mehr erhält als der Nachbar?

Binswanger: Die, die mehr haben als andere, sind tatsächlich zufriedener. Aber auf der anderen Seite gibt es diejenigen, die unzufrieden sind, weil sie weniger haben. Die Gesamtheit kann also nicht gewinnen. Es ist ein Nullsummenspiel.

Waren die Banker mit ihren Spitzengehältern weit über dem Einkommensdurchschnitt also bis vor dem Crash sehr zufriedene Menschen?

Binswanger: Nicht unbedingt. Denn hohes Einkommen bezahlt man in der Regel mit Stress und mit einem Mangel an Freizeit. Das macht auch nicht wirklich glücklich. Und auch hier spielt wieder das Relativitätsdenken mit: Natürlich haben diese Banker sehr viel verdient im Vergleich zum Rest der Bevölkerung. Das eigene Gehalt wird aber am unmittelbaren Umfeld gemessen. So können auch Leute, die an normalen Massstäben gemessen sehr viel verdienen, mit ihrem Gehalt unzufrieden sein – weil es solche gibt, die noch mehr verdienen.

Geld als absoluter Wert macht also nicht glücklich?

Binswanger: Nein, das hat sich auch in wissenschaftlichen Erhebungen gezeigt: In den ärmeren Ländern gibt es zwar einen Zusammenhang zwischen durchschnittlichem Einkommen und Glück. Aber wenn ein bestimmtes Niveau erreicht ist – das liegt bei etwa 20 000 Dollar Einkommen pro Kopf und Jahr –, kann man keinen Zusammenhang zwischen Geld und Glück mehr feststellen. In entwickelten Ländern steigt die durchschnittliche Zufriedenheit nicht mit dem Einkommen an.

Es macht nicht glücklich – dennoch laufen ihm die meisten hinterher. Was versprechen wir uns denn vom Geld?

Binswanger: Man glaubt, man wäre zufriedener, hätte einen höheren Status, mehr Ansehen, mehr Sicherheit und mehr Möglichkeiten wenn man mehr Geld hätte – aber dieses Streben erreicht nie einen Endpunkt, es läuft immer weiter. Das ist der Tretmühleneffekt: Man kann nicht aussteigen, weil die Illusion des Glücks davon immer aufrechterhalten bleibt – aber nie erfüllt wird.

Verlieren kann nur, wer Geld hat. Geht es in einer Krise wie der aktuellen also für einmal jenen besser, die nichts haben?



MATHIAS BINSWANGER Es lohnte sich für Banker, nur auf den kurzfristigen Gewinn zu schauen.ROLF JENNI

Binswanger: Ja – denn die verlieren nichts und können sich noch über die Verluste der anderen freuen. Sowie es gilt: Je mehr Geld man hat, desto mehr Gedanken muss man sich darüber machen, wie man den Wert des Vermögens vermehren kann. Und man kann nie genug Sicherheit haben, das Bedürfnis wächst immer weiter. Das Sicherheitsgefühl ist weniger eine Frage des Geldes als des Charakters: Manche Leute fühlen sich einfach sicherer als andere.

Sind Begrenzungen der Managerlöhne, wie sie in Deutschland eingeführt wurden, sinnvoll?

Binswanger: Sie sind zumindest eine sehr effektive Massnahme. Deutschland hat absolute Begrenzungen eingeführt, ich habe immer für relative Begrenzungen plädiert: Das höchste Einkommen in einer Firma sollte nicht mehr als ein bestimmtes Vielfaches des tiefsten Lohns betragen. Ein Faktor von 20 ist vielleicht angemessen. Das klingt nach viel, aber in der Vergangenheit haben die Spitzengehälter diesen Wert weit überschritten.

Wird sich das globale Finanzsystem mit der Krise fundamental verändern?

Binswanger: Nein, denn da hat niemand ein Interesse dran. Die Staaten haben massiv eingegriffen, man wartet nicht darauf, dass der Markt selbst Korrekturen vornimmt. Das war bei der Weltwirtschaftskrise 1929 der Fall – mit verheerenden Folgen. Der staatliche Eingriff war sicher richtig. Unsere heutige Wirtschaft ist sowieso eine Mischung aus Staat und freiem Markt. Letztlich war es ja der amerikanische Staat, der die aktuelle Krise ermöglicht hat, indem er die Banken lange Zeit quasi gratis mit zusätzlicher Liquidität versorgt hat. Die Finanzinstitute suchten deshalb nach weiteren Möglichkeiten für profitable Geschäfte. Und so begannen sie, auch an nicht kreditwürdige Kunden im grossen Stil Hypothekarkredite zu vergeben.